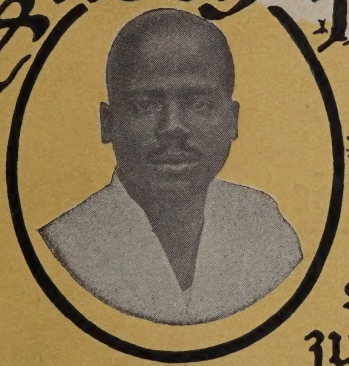
Pam-Africa - Slavery.
Klamroth, Martin.
84

Ein Christ



Wie ein afrikanischer Negerknabe zum Sklaven wurde, und wie er die rechte Freiheit gewann

Bei der immer mehr wachsenden Ausdehnung unseres Missions-Werkes in Südafrika, China und Deutsch-Ostafrika sind wir für

Gaben

zur Unterstützung desselben sehr dankbar.

Werden solche Gaben direkt an uns eingesandt, so bitten wir, sich folgender Adresse zu bedienen:

An die

Berliner Missionsgesellschaft

zu

Berlin N.O. 43

Georgenkirchstraße 70

No. 4818
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY
Rec'd MAY 1914

Ein Christ.

Wie ein ostafrikanischer Negerknabe zum Sklaven wurde, und wie er die rechte Freiheit gewann.

Nach seinen eigenen Aufzeichnungen erzählt

von

Martin Klamroth

Missionssuperintendent in Daressalam.

Mit einem Vorwort

von Lic. theol. K. Axenfeld, Miss.-Inspektor.

Berlin NO. 43

Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft.

1910.

Vorwort.

Wenn ich Klamroths Büchlein ein Begleitwort auf den Weg gebe, so geschieht es, um die heimatliche Leserwelt darauf aufmerksam zu machen, daß sich ihr eine eigenartige Gabe bietet. Es redet hier zu uns nicht nur ein erfahrener Missionar, sondern in dem Hauptstück ein schwarzer Christ selbst, und was dieser, ohne eine Ahnung, daß es je zur Veröffentlichung gelangen könne, niedergeschrieben hat, trägt den Stempel der Ehrlichkeit und Nüchternheit. Wir haben also nicht nur ein Spiegelbild heidenchristlichen Lebens im Kopf und Herzen eines Missionars vor uns, sondern unmittelbar die Erinnerungen, Eindrücke, Empfindungen und Urteile eines eingeborenen Christen.

Von anderen Missionsfeldern liegen manche solcher Selbstzeugnisse der werdenden Christenheit vor, etliche von unschätzbarem Wert. Es entspricht dem kulturellen Niveau der Negerbevölkerung Ostafrikas, daß hier die Heidenchristen der Mehrzahl nach zu eigener Äußerung noch nicht befähigt sind. Um so beachtenswerter ist diese kleine Gabe.

Wer die Erzählung dieses Eingeborenen nachdenklich liest, wird über manches betroffen sein. So über die unheimliche Macht des Arabers über ein Negergemüt, derzufolge der verängstigte Sklave lieber leugnet, von ihm geraubt zu sein, als daß er sich in die Hände der gefürchteten Weißen gibt, die ihn doch nur befreien wollen; — über das Verständnis eines einsichtsvollen Schwarzen für die Wohltaten der deutschen Schutzherrschaft; — über den seelischen Druck, unter dem ein aufrichtiger Eingeborener leidet, wenn er beständig das durch Unlauterkeit seiner Genossen erzeugte allgemeine Mißtrauen der Missionare hindurchfühlt; — über den hohen religiösen Wert eines sich unter den eingeborenen Christen der verschiedenen Stämme allmählich herausbildenden Gemeingefühls; — über die rapide Ausbreitung des Islam; — über die Festigkeit, ja Siegeszuversicht dieses Christen auch

2482

ihm gegenüber trotz der selbst manchen Missionar entmutigenden Eindrücke der Küste usw. Hier liegen Goldkörner unter dem Sande.

Vor allem aber bezeugen diese schlichten Selbstbekenntnisse, daß auch in einem ostafrikanischen Negerherzen das Evangelium Eingang finden und tiefe Wurzel schlagen kann, und auch um dieses Eindrucks willen sei das Büchlein zu freundlicher Aufnahme empfohlen.

Der Entscheidungskampf zwischen Christentum und Islam um Ostafrika rückt unaufhaltsam näher. Der ostafrikanische Islam ist nur ein dünner Firnis, der das Heidentum kaum notdürftig bedeckt. Er bringt auch keinerlei nennenswerte äußere Kulturwirkungen hervor, und weit entfernt davon, die Eingeborenen sittlich zu heben, verdirbt er sie gründlich. Aber eins erreicht er auch hier: Er erfüllt seine Anhänger mit Stolz auf die Zugehörigkeit zu ihrer neuen Religion, mit einem Überlegenheitsbewußtsein, nicht nur gegenüber den Heiden, sondern ebenso auch gegenüber den Christen, und in vielen Fällen mit einem leidenschaftlichen Eifer, seine Volksgenossen gleichfalls herüberzuziehen. Zugleich nimmt er dem Neger die ihm natürliche Willigkeit, sich der Autorität des Weißen ehrfürchtig unterzuordnen. Dieser Kampf ist daher in politisch-nationaler Hinsicht nicht minder entscheidungsvoll als in sittlich-religiöser. Bei den Hindernissen, die der Ausbreitung des Christentums durch seine weißen Missionare aus dem Unterschied der Rassen, dem Klima, der finanziellen Belastung usw. erwachsen, ist es von ausschlaggebender Bedeutung, ob es gelingt, aus der Reihe der eingeborenen Christen lautere, unbedingt zuverlässige und darum wirksame Vertreter des christlichen Glaubens zu gewinnen, Männer, die so gefestigt und so innerlich geartet sind, wie der Mann, von dem die nachfolgenden Zeilen handeln.

Advent 1909.

Lic. theol. K. Axenfeld,
Missionsinspektor.

Wenn ich die folgenden Blätter veröffentliche, so geschieht es nur nach Zurückstellung eines schweren Bedenkens. Nicht allein alle, die wirkliche Missionsarbeit kennen, sondern auch jeder, der die große Macht und viele List des alten bösen Feindes an seinem eigenen Herzen erfahren hat, weiß, daß es nur die Gnade unsers Herrn und Heilandes ist, wenn wir schwache Menschenkinder fest bleiben im Glauben bis an unser Ende. Der Mann aber, von dem ich hier erzählen will, ist noch nicht 40 Jahre alt. Und wenn nun das Büchlein gedruckt würde, und der, von dem es handelt, dann später doch noch auf Abwege geriete? — Allein es ist ja nicht Menschenwerk noch Menschenweisheit, die hier gepriesen wird, sondern allein Gottes wunderbares Walten und seine Gnade. Was aber Gott an uns getan, das bleibt bestehen und läßt sich nicht wieder fortwischen, selbst wenn wir Menschen wieder in Sünde fallen und seine Gnade ganz verscherzen sollten. Weiter aber, gerade weil Gott es ist, der das gute Werk an dem Herzen dessen begonnen, von dem diese Blätter erzählen, gerade darum dürfen wir auch mit Paulus der festen Zuversicht sein (Phil. 1, 6), daß er es auch vollführen wird bis an den Tag seines lieben Sohnes Jesu Christi.

So gehe denn das Büchlein hinaus als ein Zeugnis dafür, was Gottes Gnade aus einem schwarzen Afrikaner machen kann, aber auch für den Segen, den Gott auf die Arbeit unserer Vorgänger in Usaramo gelegt hat, in deren Arbeit wir dort eingetreten sind! Dem Kenner Ostafrikas würde die wörtliche Übersetzung der Niederschriften meines schwarzen Freundes ein besonders deutlicher Beweis für die Bildungsfähigkeit auch der schwarzen Rasse sein; allein derselbe hat sie ja ursprünglich nicht für solche Leser geschrieben, die unsere ostafrikanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung nicht kennen. So habe ich mich denn doch des besseren Verständnisses halber entschlossen, nur einzelne Stücke in wörtlicher Übersetzung wiederzugeben, sonst aber Martins Lebensgeschichte in der dritten Person zu erzählen. Natürlich werde ich mich dabei so genau wie möglich an seine eigenen Aufzeichnungen halten.

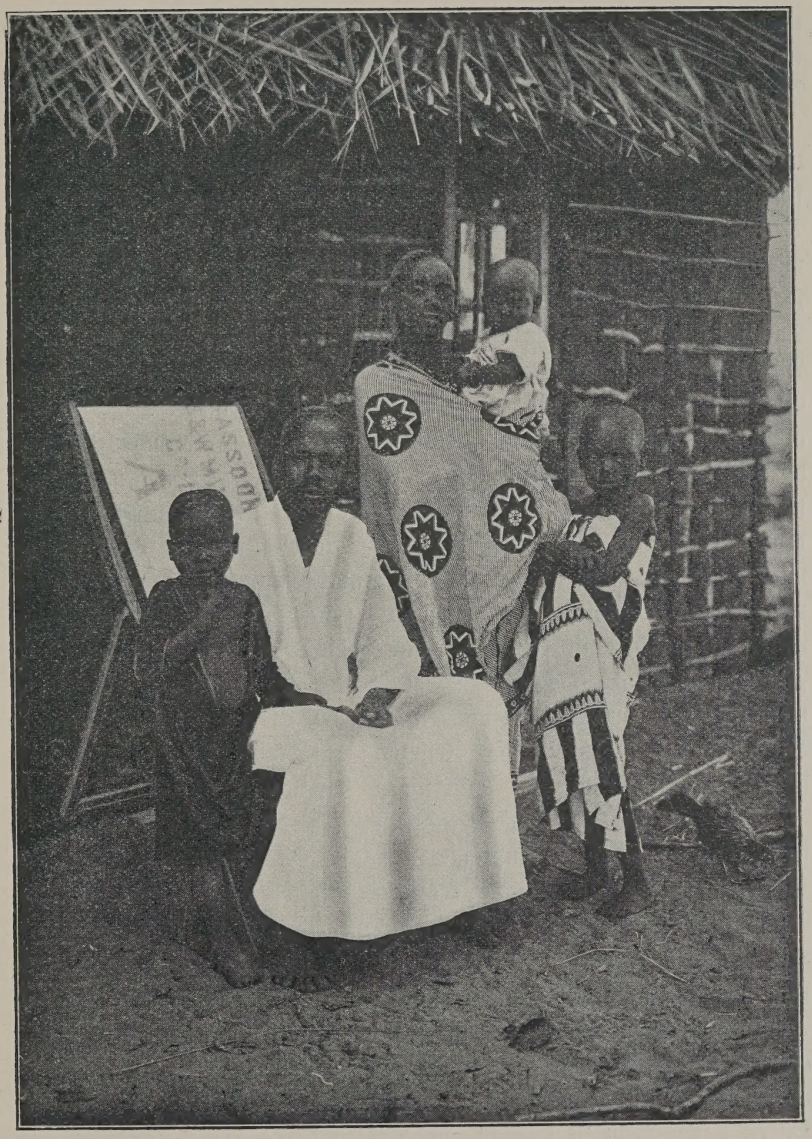
1. Martins Jugend.

Mimi taifa langu Myao — „Ich bin vom Stamm der Yao," so beginnt Martin die Geschichte seines Lebens, die er mir im Jahre 1906 in Maneromango bei Daressalam niedergeschrieben. „Meine Heimat ist das Njassaland. Dort in den Milanjibergen, wo der Lionde entspringt, bin ich geboren." Seit etwa 15 Jahren hatte er damals diese seine ferne Heimat tief im Innern des großen dunkeln Erdteils nicht wiedergesehen, seit anderthalb Jahrzehnten galt er dort bei den Seinen als verschollen und im Elend verkommen; aber die Liebe zu seinem Stamm und den Seinen war in seinem Herzen noch nicht erstorben. Und was inzwischen dort geworden in jenem Lande, die festere Gründung der englischen Herrschaft und der weitere und weitere Ausbau der Missionsarbeit unter den Yao, er hatte das alles, soweit er davon Kunde erhalten, treulich als neue Züge in das alte Bild seiner Heimat eingetragen, das er in seinem Innern treu bewahrte.

Martins Familie gehörte zu den angeseheneren Familien des Landes. Der Häuptling hatte eine Schwester Martins geheiratet, und Martins „großer Bruder" hatte wieder eine Tochter des Häuptlings zur Frau. Das Ansehen jenes Häuptlings scheint aber ziemlich groß gewesen zu sein. Er war Herr über zwei größere Plätze des Landes. Man merkt es übrigens auch im Verkehr mit Martin sehr bald, daß er aus einer vornehmen Familie stammen muß, und auch bei seinem jüngeren Bruder, den ich kürzlich kennen lernte, machte ich ähnliche Beobachtungen.

Ja, aber „vornehm", ist das nicht ein Wort, das man für afrikanische „Wilde" lieber nicht in Anspruch nimmt? Vor noch nicht langer Zeit erst las ich in einem weit verbreiteten deutschen Familienblatt etwas Afrikanisches. Da war der Dampfer kaum im Daressalamer Hafen, als die Beschreibung der Eingeborenen auch schon mit den Worten „schwarzes Gesindel" einsetzte.

Leider bleibt's auch in vielen Fällen bei diesem Urteil, denn wohl mehr als die Hälfte aller sogenannten Afrikaner in Deutschland kennt ja das Leben und Treiben eingeborner Stämme Afrikas überhaupt nicht aus eigener Anschauung, und so ist es schwer, mit sol-



Martin mit seiner Familie.

chen „Kennern" darüber zu streiten. Ich glaube aber, wer wirklich etwas mehr von Afrika kennen gelernt hat als einige Küstenplätze, der wird sich über meine obige Ausdrucksweise nicht wundern.

Wie sah es nun aber damals im Lande der Yao aus, als unser Freund ein Kind war und zum Jüngling heranwuchs! Er schreibt: „In meiner Heimat gab es damals viele Araber, und ihr Treiben war ein gewohntes Ding geworden im Lande. Wieder und wieder kamen sie durchs Land gezogen mit Gewehren und Pulver, Faß über Faß. Sie kamen in Booten den Schirefluß herauf von Chinde. Kotakota war ihr Hauptstapelplatz, dem sie zustrebten. Andere kamen über Land. Ihr Gewerbe war der Sklavenhandel. Sie kauften ja auch Zähne von Elefanten und Flußpferden; aber vor allem war es ihnen doch um Sklaven zu tun. Und solch ein Araberdurchzug dort war so, daß man erschrecken mußte; sie kamen wie gewaltige Leute. Die Spitze bildeten zwei oder vier Trommelschläger, dann kamen Leute mit Gewehren, dann die Sklaven und ihre Lasten, dann wieder Männer mit Gewehren, und endlich zum Schluß kamen die Araber selbst, vielleicht fünf oder sechs an der Zahl. Die Sklaven aber waren alle gefesselt mit Ketten oder mit einem Ding, das in der Yaosprache „Likongwa" heißt. Das ist ein Holz, mit dem man zwei Leute zusammenfesselte, indem man es ihnen um die Hälse legte (die berüchtigte Sklavengabel). Unter solcher Fesselung hatten die Sklaven schwer zu leiden. Selbst Frauen mit Säuglingen fesselte man auf diese Weise."

Das waren traurige Eindrücke, die der Knabe so schon in seiner frühesten Kindheit empfing. Manches Mal wird er selbst voller Schrecken und Staunen das Treiben dieser hellfarbigen Fremdlinge geschaut haben, aber — „es war ein gewohntes Ding geworden im Lande", kein Mensch wunderte sich mehr darüber, man trug das Elend stumm und stumpf. „Ich glaube, es sind die Araber gewesen, die David Livingstone die Leute quälen sah," schreibt unser Freund an dieser Stelle. Ja, was für Jammer und Elend hat Livingstone gerade in jenen Landen geschaut, so viel, daß das christliche Europa seine Ohren vor seinem Ruf nicht mehr verschließen konnte, daß es sich aufraffte und diesem schmachvollen und blutigen Menschenhandel ein Ende machte!

Doch die Araber waren nicht die einzigen Fremdlinge, die der

Knabe im Lande seiner Väter sah. Auch die Engländer waren schon bis in jene Gegend gekommen. „Als ich zu Verstand kam, sah ich zuerst einmal zwei Europäer mit vielen Soldaten, die zogen über Land nach Norden zum Njassa".

Später hat Martin deren mehr gesehen, aber er konnte, wie er schreibt, damals noch nicht auseinanderhalten, was die einzelnen im Lande wollten, ob sie Missionare waren oder Beamte oder reisende Händler. Auf dem Milanji-Gebirge haben damals, wie er schreibt, zwei Engländer gesessen, die hätten auch schon Steinhäuser gebaut, wenn dieselben auch noch nicht sehr groß gewesen wären. Das waren milde Leute, aber ob sie Kaufleute oder sonst etwas anderes gewesen, das weiß er nicht. Jedenfalls haben sie die Flußfische, die die Schwarzen ihnen zum Kauf brachten, immer mit Baumwollstoff bezahlt. Für fünf Fische gab es immer eine Elle. Das hat sich dem kindlichen Gemüt scheinbar am festesten eingeprägt.

Von einem Engländer erzählt Martin, der öfter zu seinem Häuptling gekommen sei. Es scheint sich um den Kapitän eines Flußdampfers zu handeln. Der habe immer Zucker, Zeug und andere Geschenke von der Küste mitgebracht. Dieser Engländer wollte gern einen schwarzen Jungen mit in seine Heimat nehmen, um ihn dort in eine Schule zu schicken, wie er sagte. Die Antwort des Häuptlings ist recht bezeichnend: „Wenn du einen erwachsenen Menschen willst, den werde ich dir geben, aber dir ein Kind geben, das kann ich nicht." Er fürchtete nämlich, wie Martin hinzufügt, die Klagen und Tränen der Eltern.

Daß dieser schwarze Despot sich aber auch mit den Klagen und Tränen der Eltern abfand, wenn er nur seinen Vorteil dabei sah und die Sache sich einigermaßen im Verborgenen abmachen ließ, das sollte unser Freund selbst später bitter erfahren. Denn wenn die Engländer damals auch schon soweit in die Verhältnisse des Landes eingegriffen hatten, daß die Leute hier und da ihre Sklaven im Walde versteckten, sobald sich Europäer zeigten, so schreibt unser Freund doch auch wieder selbst an anderer Stelle: „Damals hatte die (englische) Kolonialregierung ihre Kraft noch nicht recht eingesetzt. Der Araber war noch ein mächtiger Herr im Lande, und oft nicht weniger verhängnisvoll wie sein Treiben war die Willkür der Häuptlinge. Der

Arme erhielt sein Recht nicht, und einflußreiche Leute wurden offen bevorzugt. Es war eine böse Zeit, und Ordnung herrschte nicht im Lande, sondern Schlagen und Rauben. Ich halte es für gut, wie Gott es gefügt hat, daß er die europäische Obrigkeit gebracht hat, daß sie uns hege."

Ja, wer am eigenen Leibe die Schrecken der alten Zeit so erfahren hat, der lernt dankbar sein für „gut Regiment", und wenn es bei der neuen Obrigkeit manchmal auch noch sehr nur beim guten Willen sein Bewenden haben muß.

Martin schreibt über diese Zeit zum Schluß: „Ich war, als ich fortzog, 14 oder 15 Jahre. Die Handlungsweise der Leute und den Charakter der Europäer und Araber verstand ich noch nicht tiefer. Hinter mir ließ ich damals viel Unruhen eines Häuptlings Chekawinga, der zwischen Mlanje, Kilwa und Chikala (Kilwa und Chikala sind Namen, von Seen in Britisch-Zentralafrika) saß. Der zettelte, wie ich meine, einen Aufstand wider die Europäer an. Ich weiß nicht, ob es nachher zum Kriege mit den Engländern gekommen ist."

Es war jedenfalls um die Zeit, als unsere ersten Njassamissionare 1891 durch jene Länder zogen, um die Mission unter den Konde zu beginnen.

---

2. Die Reise zur Küste.

„Meine Landsleute pflegten alle Jahre einen Zug zur Küste des Indischen Ozeans zu unternehmen. Der Küstenplatz, den sie aufzusuchen pflegten, war Mozambique. Dort waren sie sehr bekannt. Sie kannten aber sonst auch die Küstenplätze Mikindani, Lindi und Kilwa. Der Handel dort war sehr einträglich. Die Yao brachten Sklaven, Elefantenzähne, Tabak und Wachs, um sie an die Küstenbewohner zu verhandeln. Alle aber hatten sie Häuptlingsgut dorthin zu bringen, und nur wenig davon gehörte den Leuten selbst."

„So kam es denn auch einmal zu einer großen Reise nach Mikindani in unseren Städten. Zu der wollte der Häuptling auch mich haben, ich sollte der Diener des Karawanenführers sein. Er bat

meinen Vater, und der willigte ein. Mein Lohn aber sollten zwei Pack Baumwollenstoff (zusammen etwa 30 Meter) sein."

„So reisten wir denn den Weg vom Fluß Lionde und den andern von Johnston, kamen zum See Chinta und Amaramba und dann weiter zum Lujendafluß. Dort gehört das Land den Portugiesen, die Bewohner gehören aber auch noch zum Stamm der Yao. Dann kamen wir an den Rowuma, den Grenzfluß zwischen den Deutschen und den Portugiesen. Weiter kamen wir durch Masasi und Newala, das Land des Che Matola, des Häuptlings von Newala. Wir sahen auch die englische Mission auf dem Berge, allein ich wußte nichts davon, daß sie dort das Wort Gottes predigten. Endlich kamen wir nach Mikindani, und alle Waren wurden verkauft."

Dort in Mikindani — es ist das der südlichste Küstenplatz von Deutsch-Ostafrika — entschied sich Martins Schicksal, der bis dahin seinem Landsmann arglos vertraut zu haben scheint. Zwei Leute aus der Karawane nahmen ihn in den Laden eines Arabers mit, wo sie Tabak verkaufen wollten. Bald waren sie handelseins und sagten zu dem Jungen, er solle ruhig warten, sie wollten nur noch mehr Tabak aus der Karawanserei holen, sie würden gleich wieder zurück sein. Damit gingen sie, und der Araber brachte Martin auf den Hof. Dort wurde ihm bald klar, daß er verraten und verkauft war. „So hatten mich jene beiden Leute richtig übertölpelt und mich an den Araber verkauft."

Wer das alles angestiftet, wer will's sagen! Martin selbst schreibt an anderer Stelle darüber: „Der Häuptling hat uns (trotz aller verwandtschaftlichen Beziehungen) viel Böses getan, und auch ich wäre nicht ins Elend geraten, wenn er nicht so ein Bösewicht gewesen wäre."

Mit dieser Vermutung dürfte er wohl recht haben. Nie hätte ja der ostafrikanische Sklavenhandel solche Ausdehnung gewinnen können, wenn nicht der Schwarze ein nur zu gelehriger Schüler des Arabers gewesen wäre. Vor allem aber haben es die eingeborenen Häuptlinge verstanden, aus dem Verkauf ihrer Untertanen Gewinn zu schlagen.

Seine Freiheit hatte unser Freund so verloren, aber vor vielen schweren Gefahren für Leib und Seele, die mit dem fluchwürdigen

Menschenhandel eng verknüpft sind, sollte er nach Gottes gnädigem Ratschluß dennoch bewahrt bleiben. Das ging so zu.

Gerade damals erhielt der deutsche Beamte in Mikindani Wind davon, daß der Handel, den die Yaokarawane betrieb, nicht ganz einwandsfrei war. Er schickte seine schwarzen Soldaten aus und ließ alle Araberhäuser durchstöbern. Eine ganze Reihe von Arabern wurde festgenommen, und so kam denn ein Soldat auch zu Martins Araber. Als er den Jungen im Hof sitzen sah, fragte er: „Ist das ein Sklave?" Der Araber sagte: „Nein" und — Martin selbst sagte auch: „Nein."

Das ist wieder ein Punkt, der die Beseitigung des Sklavenhandels sehr erschwert hat. Es war den arabischen Händlern in sehr weitem Maße gelungen, den Schwarzen Mißtrauen gegen die Europäer einzuflößen, und jede Härte der letzteren, jeder Fehler in der Behandlung der Eingeborenen mußte dasselbe natürlich verstärken, während anderseits jede Rücksicht der Europäer auf berechtigte Interessen der Araber von diesen als Schwäche der Europäer und Zeichen von Furcht ausgedeutet wurden. So war es so weit gekommen, daß der Schwarze manches Mal seinen Befreier von der Sklaverei gar nicht erkannte, und wo er ihn als solchen erkannte, oft aus Furcht, sein Los nur noch zu verschlimmern, ihm nicht zufallen mochte.

Doch der schwarze Soldat kannte seinen arabischen Glaubensbruder und wußte, was von dessen Versicherungen zu halten sei. Er nahm Martin einfach mit auf die Festung. Dort erfuhr dieser nur noch, daß bei Bekanntwerden dieser Vorgänge seine Karawane sofort in alle Winde auseinandergestoben sei. Er selbst wurde bald eingeschifft und nach Daressalam gebracht. Damit aber war es nun nach seiner Vorstellung ganz und gar aus mit jeder Hoffnung auf glückliche Heimkehr. Die weitgereistesten Männer seiner Heimat kannten damals wohl Lindi, einige auch noch Kilwa, aber darüber hinaus war die Welt zu Ende. Wer noch weiter verschlagen wurde, der galt als verloren und verschollen. Ein Sklave war er nicht mehr, aber dafür ein heimatloser Fremdling geworden, losgerissen von seinem Stamm und seiner Familie.

3. Auf evangelischen Missionsstationen.

Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. Das Wort ist auch in Martins Leben wieder wahr geworden, wenn auch der junge Bursche damals, als er mit seinen Schicksalsgenossen von Mikindani nordwärts nach Daressalam fuhr, noch nichts davon gespürt haben mag, und wenn es auch nicht alles so schnell und einfach gegangen ist, wie manch einer sich vielleicht den Weg solch eines befreiten Sklavenjungen zum Christwerden vorstellt. Hören wir zunächst ihn selbst wieder:

„In Daressalam wurde ich auf die katholische Missionsstation gebracht. Dann aber fragte man mich, wohin ich wolle, zur evangelischen oder zur katholischen Mission. Da sagte ich, ich will zur evangelischen. Da ward ich denn nach Tanga gebracht, denn es war das Jahr, da die Station Kisserawe erst angelegt wurde (1892). In Daressalam aber trieb man nur Krankenpflege. Aus diesem Grunde wurde ich nach Tanga gebracht." (Daressalam und Tanga waren die beiden ältesten Stationen der jetzigen Bielefelder Missionsgesellschaft).

Unser Freund ist so wie viele andere schwarze Kinder und Jünglinge, die in die Hände von Sklavenhändlern geraten, aber durch die deutsche Regierung befreit worden waren, in die Pflege und Obhut von Missionaren gekommen. Was ihn gerade zu den evangelischen geführt hat? Es scheint zunächst das Werk eines bloßen Zufalls oder einer augenblicklichen Laune gewesen zu sein, aber dennoch war's vor Gottes Augen kein zufälliges Geschehen, sondern auch hier mußte alles so kommen, wie sein gnädiger, guter Wille es führen wollte.

Dort in Tanga kam Martin in die Schule und lernte lesen und schreiben, allein nach einiger Zeit wurde er zusammen mit andern nach Usambara gebracht. „Es war die Zeit", so schreibt er, „als man dort Missionsstationen baute, und ich wurde Koch."

Dort in Usambara hat er die ersten tiefen Eindrücke von Gottes Wort empfangen. Der Weg zu diesem Wort ist ihm aber nicht leicht geworden. Er erzählt von zweien seiner Genossen, Dim und Lindi, die seien Diebe gewesen. Die hätten aber auch alle andern bei den Missionaren mit in schlechten Ruf gebracht, und bald sah es da traurig aus in dem jungen Herzen. Gerade die Bielefelder Mis-

sionare haben viel mit der Erziehung solcher befreiten Sklavenkinder zu tun gehabt, und das ist eine mühselige und oft sehr undankbare Arbeit. Dabei kann man dann leicht zu falschen und harten Urteilen über die einzelnen kommen. Martin hat das damals schwer empfunden. Er schreibt: „Wir andern trugen damals aufrichtiges Verlangen nach der Taufe, jedoch den Weg dorthin kannten wir nicht.“ Ihm schien

Dorfstraße von Maneromango.

es wohl manchmal gar, als hätten die Missionare nur ein Herz für die Schambala, die Eingeborenen Usambalas selbst.

Endlich im Jahre 1895 kam er mit anderen zusammen wieder nach dem südlichen Missionsgebiet und zwar nach Kisserawe, das inzwischen im Hinterland von Daressalam angelegt und zum Teil ausgebaut worden war. Da hörte er mehr von Gottes Wort, bat um die Taufe, und nachdem er gründlich unterwiesen war, wurde er im Jahre 1896 getauft.

„So hab ich es erfahren“, schreibt er, „daß Gott keinen Men-

schen vergißt, der nach ihm Verlangen trägt." „Ich denke viel über die göttliche Führung nach, die an mir offenbar geworden ist."

Da unser Freund aber auch in der Schule inzwischen gute Fortschritte gemacht hatte, so wurde er nach einiger Zeit als Lehrer in Gogo, einer Außenstation von Kisserawe, angestellt und, nachdem er dort mehrere Jahre hindurch treu seines Amtes gewaltet hatte, nach Maneromango versetzt, der Station, die damals aus Mangel an Kräften keinen eigenen Missionar mehr haben konnte und von dem etwa sieben deutsche Meilen entfernten Kisserawe mit verwaltet werden mußte. Das war ein verantwortungsvoller Posten für ihn.

Was hatte er denn dort zu tun? Da hatte er der kleinen Christengemeinde — sie zählte damals mit Frauen und Kindern zusammen noch nicht 40 Seelen — im Sonntagsgottesdienst Gottes Wort zu verkünden und ebenso bei den gemeinsamen Morgenandachten an den Wochentagen. Die Taufbewerber waren in der biblischen Geschichte zu unterweisen. Schulunterricht war an fünf Tagen der Woche an damals etwa 36 Kinder zu erteilen. Martin sollte außerdem auf die ganze Station ein Auge haben, und vor allem sollte er der kleinen Schar, die sich dort in Maneromango nach Christi Namen nannte, Helfer, Berater und Führer sein in allen Dingen. Dort war's aber nicht so, wie es in Deutschland ist, daß man nur eine halbe oder höchstens eine ganze Stunde zu gehen braucht, um die nächste Kirchgemeinde zu erreichen, wo dann, wenn es recht stehet, ein Christ am andern Rückhalt und Trost haben kann. Nein, weit, weit in der Runde stand er allein mit seiner kleinen Gemeinde, allein in der finsteren Nacht des Heidentums mit seinem Geisterkult und seinem Fleischesdienst, allein auch mitten in den höher und höher gehenden Wogen des Islam.

Es war kein geringes, wenn ihm damals, als wir das Missionsgebiet Usaramo von der Bielefelder Mission übernahmen, das Zeugnis ausgestellt werden konnte, daß er sich auch dort in Maneromango als treuer Helfer bewährt habe. Gleich damals, als ich in jenem Jahre 1903 zum erstenmal nach Maneromango kam, fiel mir dieser Mann vor anderen auf. Ich wußte es damals noch nicht, warum er — er hatte seinen Schülern eine Karte von Deutsch-Ostafrika gezeichnet — den Rowuma zu einem Ausfluß des Nyassasees gemacht hatte, wie der

Schire ein solcher ist. Ich ahnte damals nicht, was für ein besonderes Interesse er gerade an jenen Ländern am Schirefluß südlich vom Njassa nahm, die ich damals eben wieder durchzogen hatte. Aber das spürte ich bald: Hier steht ein treuer Christ und tüchtiger Helfer in gesegneter Arbeit.

---

4. Die Reise in die alte Heimat.

Es war um die Mitte des Jahres 1904, da kam unser Freund eines Tages zu mir nach Daressalam. Er wollte mir etwas im Vertrauen sagen. Als wir beide allein waren, fing er an, mir von seiner Heimat zu erzählen, von seinen Eltern, Geschwistern und Verwandten, die er schon seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen und bei denen er schon lange als verschollen galt. Noch einmal wieder die Heimat und die Meinen sehen! das war sein sehnlichster Wunsch. Doch dann fügte er gleich hinzu: Jetzt sofort geht's noch nicht, das weiß ich, aber ich will's dir heute schon alles einmal gesagt haben. Sag's jetzt noch keinem anderen; doch wenn die Zeit kommt, wo ich um einen Urlaub bitten werde, dann sollst du es wissen, daß es kein flüchtiger Wunsch bei mir ist, der vielleicht ebensoschnell wieder verfliegt, wie er aufgetaucht ist, sondern daß es mir Ernst damit ist.

Ja, wer hätte dem Manne diesen Wunsch wohl verdenken mögen! — Die Zeit kam, wo sein Plan greifbarere Formen annahm. Er traf auch schon mancherlei Reisevorbereitungen; allein da schob der große ostafrikanische Aufstand im Jahre 1905 einen neuen schweren Riegel davor. Sein Weg hätte ihn mitten durch unruhiges Gebiet hindurchgeführt.

Wir saßen und rechneten, ob für ihn der Seeweg über Chinde und dann den Zambesi und Schirefluß hinauf nicht zu brauchen wäre; aber seine Ersparnisse wollten für die Dampferfahrt doch nicht ausreichen. So hieß es wieder: Warten!

Endlich im August 1906 war der Weg über Land offen und auch eine passende Reisegesellschaft wenigstens für die ersten vier Wochen des Weges gefunden. Da nahm er Abschied von den Seinen und von

der Gemeinde und zog, von unseren herzlichsten Wünschen und Gebeten begleitet, seine Straße.

Von Kilossa aus, das er nach etwa 14 Tagen erreicht hatte, erhielt ich den ersten Brief von ihm.

„Herzlichen Gruß! Und nach dem Gruß: Mir geht's gut. Heute bin ich hier in Kilossa angekommen, es ist sehr schön hier und eine starke Bevölkerung. In Morogoro kam ich am 12. August an. Mir geht's sehr gut. Gott Vater und unser Heiland Jesus Christus hat mich behütet und wird mich ebenso behüten unverletzt, wenn ich hingehe und wiederkehre.

Seit Daressalam bin ich nicht krank gewesen, hatte weder Fieber noch Kopfschmerz, nur die Lippen schwollen mir und sprangen auf von der Kälte im Gebirge, aber jetzt bin ich wieder gesund. Das ist keine große Krankheit, sondern nur eine von drei bis fünf Tagen.

Gruß dir, bwana Klamroth und deiner Frau, vergiß mich nicht in deinen Gebeten. Gruß auch an bwana Krelle und seine Frau.

Und was von hier erwähnenswert: Die Regierung hält die Landstraße sehr schön in Ordnung und baut sehr starke Brücken. Alle Leute haben sich in der Nähe der Straße angebaut. Am Wege ist überall Speise zu haben, bloß sehr teuer, und Fleisch, bloß sehr teuer. Aber der hiesigen Leute Lieblingsspeise ist das Bier. Die Märkte hier sind unzählig.

Gruß an alle, die mich lieben. Viel zu erzählen, wenn ich wiederkomme. Ich bin, der dich sehr liebt.

Martin, Lehrer."

Der nächste Brief war aus Kidugala. Da war er nun mitten in unserem Njassamissionsgebiet. Was war das für eine Freude für den Mann, nach der wochenlangen Reise mit Heiden mit einem Male wieder unter christlichen Brüdern zu sein! Ein Brief, den ich ihm als Ausweis mitgegeben, öffnete ihm überall die Häuser und die Herzen, und in Kidugala hatte er dann gar noch seinen alten Missionar Cleve wieder getroffen. Er war froh und wohlgemut, und alles was er dort im Inland sah, das konnte sein Herz auch wohl fröhlicher schlagen lassen. Ein Fragen nach Gottes Wort war im ganzen Lande.

Er hat dann noch die Stationen Magoje, Mwakaleli, Manow und Wangemannshöh gesehen und ist von dort nach Karonga weitergezogen.

Endlich nach langem Warten kam dann auch die Nachricht von der glücklichen Ankunft im Lande seiner Väter. Er schrieb am 2. Dezember 1906 aus Zomba, der Hauptstadt von Britisch-Zentralafrika, also

„Herzlichen Gruß! Nach dem Gruß: Ich bin frisch und wohlauf. Gott Vater und sein Sohn hat mich bewahrt und sicher geleitet auf meiner Reise. Jetzt ist ein Monat vorüber, seit ich bei meinen Verwandten bin. Auch meine Mutter, die mich geboren, lebt noch heute.

Mwakapalila (Superintendent Schüler) in Mwakaleli hatte für mich bei einem Engländer, der einen Dampfer führt, gebeten, daß ich für wenig Geld mitgenommen würde. So brach ich denn von Mwaya auf nach Karonga zu dem Engländer Dr. Adam (Mandala). Ich kam bei ihm an, habe dann aber 18 Tage auf den Dampfer warten müssen. Dann kam der Dampfer Queen Viktoria. Ich stieg ein und zahlte 5 Rupie. Und wenn es Zeit zur Rückkehr sein wird, so werde ich umsonst fahren. Er hat mir eine Rückfahrkarte gegeben.

Dann kam ich nach Fort Johnston und zog weiter nach Fort Lionde, Zomba und Blantyre. Meine Verwandten waren jedoch verzogen. Von dort brachte mich dann ein Mann zu dem Platz, wo sie wohnen. Und sie wohnen nun doch hier in Zomba.

Das Wiedersehen mit den Meinen war ein sehr freudiges, allein wir stimmen nicht überein, denn sie sind eifrige Mohammedaner, folgen der Sache des Propheten Mohammed und lesen alle den Koran. Sie haben auch eine Moschee gebaut und halten sehr fest am mohammedanischen Glauben.

Ich sage ihnen das Wort der Wahrheit, das Wort unsres Herrn, aber sie wollen es nicht. Im Gegenteil wollen sie, ich soll umkehren und Mohammedaner werden. Aber jetzt unterliegen sie, wenn ich mit ihnen rede.

Sie wollen auch nicht, daß ich nach dort zurückkehre, allezumal sind sie ernstlich dagegen. Wenn ich ihnen von Rückkehr rede, so schelten sie mich, nennen mich einen Toren, der keinen Verstand hat. Sie sagen: „Welchen Weg zur Küste willst du gehen, auf dem

wir dich nicht ergreifen würden?" Sie versuchen mich auf viele Weise zu betören: „Los, heirate hier diese deine Stammesgenossin, und hier dies Haus, wohne darin!"

Doch ich will nicht, und darum kommen wir nicht überein.

Eine andere Sache ist diese. Ich kannte die Gebräuche von Britisch-Zentral-Afrika in Geldsachen nicht. Es ist der Schilling, und ich habe deutsch-ostafrikanisches Geld mitgebracht. So kann ich nichts kaufen, auch kein Zeug, habe jetzt keinen Pfennig. Deutsches Geld nimmt man hier nicht an, sondern der Schilling gilt hierzulande."

Er schrieb dann noch etwas über die schottische Missionsarbeit dort, fragte nach den Gemeindeverhältnissen von Maneromango und schloß endlich: „Wenn du schreibst, so schreib auf den „Sack" (Briefumschlag) so: Kwa Selemani, kuna mingazi, kwa Chopi, Zomba, d. h. Selemani ist mein Verwandter. Hier bei unsern Häusern stehen mingazi (Kokospalmen). Der Große hier ist Chopi. Bezirk von Zomba. Vielleicht wird der Brief bei mir ankommen, wenn du so schreibst."

Dieser Brief erregte natürlich viel Freude. Sogleich ging ein dicker Brief nach Zomba ab und auf dem „Sack" stand richtig alles von Soliman, den Kokospalmen usw. Auch Martins Frau Anna hatte einem Schriftgelehrten im Dorf einen Brief in die Feder diktiert. Ich war indiskret genug, ihn auch erst zu lesen, und bin sogar so indiskret, etwas daraus auszuplaudern: „Shikamoo, mein Herr, (das ist sonst der Gruß, mit dem Sklaven ihre Herren begrüßen) . . . du hast deine Mutter gefunden und alle Verwandten. Wenn ich ein Vogel wäre, wollt ich auch wohl schnell zu Euch fliegen, aber . . . ." Das hatte ich unserer biederen Anna gar nicht zugetraut. Sonst kann ihre Zunge auch andere Töne anschlagen.

Daß Martin durch seine Verwandten sollte abtrünnig gemacht werden können, der Gedanke kam uns damals gar nicht im Ernst. Wie hätten wir den Mann sonst auch so unbedenklich ziehen lassen können!

Nach zwei Monaten aber erhielten wir wieder einen Brief aus Zomba, der war am 6. März geschrieben:

„Herzlichen Gruß! Ich habe drei Briefe geschrieben, das ist der vierte. Ich weiß nicht, ob sie angekommen sind. . . . Wenn

Ihr mir ein Wort brieflich sagen wollt, ich wohne hier bei Selemani, bei den Kokospalmen, bei Chopi, Bezirk Zomba via Chinde B. C. A.

Ich bin, der Euch liebt

Martin."

Aus dem Brief, der an Anna beilag, ging weiter hervor, daß seine Verwandten nun auch das lange Ausbleiben jeder Nachricht ausnutzten, um ihn zum Bleiben zu bewegen. „Wer weiß, ob die noch an dich denken! Die haben dich alle aufgegeben und wollen auch nichts mehr von dir wissen. Und du willst solch' Tor sein und dahin zurückgehen?" So setzten sie ihm zu. „Wer ist denn da auf der Mission jetzt? Ist bwana Klamroth fort? Ist bwana Wentzel noch nicht wieder aus Europa zurück?"

Der Brief fing doch an, uns Sorge zu machen. Freilich unsern Brief konnte er ja kaum schon erhalten haben. Aber das Drängen seiner Verwandten hatte nicht aufgehört, im Gegenteil, es schien schlimmer und schlimmer damit geworden zu sein. Und in all den Kämpfen und Versuchungen stand Martin allein, und er fühlte sich allein.

Sogleich ging natürlich ein neuer Brief nach Zomba ab, und wieder waren zahlreiche Beiträge aus der Gemeinde eingelaufen. Einer unserer Kirchenältesten schrieb:

„Maneromango, 18. 19007 (!)

Gruß an meinen Freund, den Lehrer Martin. Und nach dem Gruß: Ich bin gesund, meine Frau auch, auch mein Kind ist gesund und deine Kinder ebenso, auch deine Frau. Wir haben uns sehr über deinen Brief gefreut, daß es dir gut geht. Auch hast du deine Verwandten gesehen, auch deine Mutter. Nur eine Sache taugt nicht. Wie du uns schriebst, folgen deine Verwandten der Religion der Mohammedaner und haben auch eine Moschee gebaut. Aber wir trauen der Liebe unsers Herrgotts, sie können umkehren und hören, was du ihnen sagst, was die Wahrheit ist. — Leb wohl! Gruß deinen Verwandten! Ich bin

Johannes, der Sohn des Zacharias."

Wieder saßen wir und warteten. Da kamen nach einer Reihe von Wochen beide Briefe als unbestellbar aus Zomba an meine

Adresse zurück. Ob Martins Verwandte auch dahintergesteckt, wer will es sagen; unmöglich ist es nicht. Aber das wußten wir jetzt, unser Freund stand allein. Unsere Worte erreichten ihn nicht. Wenn ihm jetzt doch die Lockungen der andern und vor allem die Tränen seiner alten Mutter zu stark wurden? Wenn er sich nun zunächst nur zum vorläufigen Bleiben in seiner alten Heimat entschloß? Der erste Schritt zum Abfall würde es doch sein.

Und nun kamen lange, lange Wochen und Monate ohne jede Nachricht von unserm Freund. Ich schrieb an unsere Brüder am Nyassa, ich schrieb an die schottische Mission in Blantyre, ob sich nicht irgendwie ein Weg finden sollte, Martin zu raten und zu helfen, aber ein Monat verging nach dem andern, Martin kam nicht und auch kein Brief mehr, keine Botschaft.

Da kamen mir doch manchmal trübe Gedanken. Wenn ich einem schwarzen Christen in Usaramo vertraut hatte, dann war es dieser Mann gewesen. Sollte uns der Herr auch hier wieder zeigen wollen, daß alles menschliche Wähnen und Meinen vor ihm nicht taugt, und daß er es sich doch allein vorbehalten hat, Herzenskündiger zu sein? Wir haben damals viel gebetet für unsern Freund, im Hause und in der Kirche.

Eines Tages sprach ich aber auch zu unsern Kirchenältesten von Maneromango von meinen Sorgen. Die haben mich getröstet: „Martin fällt nicht ab. Wenn ihm sonst nichts zugestoßen ist, dann kehrt er sicher wieder."

Und sie sollten recht behalten.

---

5. Glückliche Heimkehr.

Es war am 15. November 1907. Da hieß es auf einmal: „Martin ist in der Nähe, vielleicht kann er morgen hier sein." Meine Frau hatte es zuerst von den Leuten in der Küche gehört. Ein Fremder hatte die Nachricht gebracht. Natürlich wurde der Mann gleich gerufen. Der meinte: „Vielleicht kann er auch heute noch hier sein." Und als wir noch stehen und fragen, da kommt Martin selbst

auch schon über den Hof gegangen, war hinten durch die Felder heimlich in sein Haus gekommen, und kam nun zu uns.

Das war ein Freudentag! Die Glocke wurde geläutet, und bald strömten sie alle zusammen, Christen, Taufbewerber und Heiden. Jeder wollte den Weitgereisten und nun glücklich wieder Heimgekehrten sehen und grüßen. Ja, ein Freudentag, wie Maneromango ihn lange nicht gesehen. Der Mann war uns ganz wiedergeschenkt, das spürten wir alle bald.

Wenn aber jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen, nach dem Wort ging es nun auch. Mancherlei wußte Martin zu berichten von dem, was er erlebt und geschaut, und auf meinen Wunsch hat er mir später auch vieles davon aufgeschrieben. Ich kann ihn also auch hier wieder selbst zu Worte kommen lassen.

„Nach zehn Tagen fand ich meine Verwandten (d. h. nach zehntägigem Suchen im Lande der Yao). Tausend, die Leute staunten aber mal. Alle sagten sie: Ich träume! Lebst du? Und alle sagten sie auch: Das ist Gottes Macht. Viele kamen, um mich zu sehen, aber nicht deswegen, weil ich seit lange verschollen gewesen war, sondern weil ich den Weg vom Küstenplatz Daressalam ganz allein zurückgelegt hatte.

Alle dachten sie, ich sei Mohammedaner, aber ich bekannte frei und offen: Ich bin kein Mohammedaner, ich bin ein Christ. Seitdem disputierten wir täglich über Christentum und Islam. Vieler Reden waren nur darauf angelegt, mich abtrünnig zu machen. Als sie dann sahen, daß das nicht ging, sagten sie: „Leute, die ins Wasser der Kirche getaucht sind, lassen sich nicht abtrünnig machen, sie haben kein Speiseverbot."

Irgendwie wollten Martins Landsleute sich doch seine Festigkeit erklären. Die wirkliche Quelle seiner Kraft war ihnen ja verborgen, nun meinten sie wohl, er wolle sich seine christliche Freiheit nur nicht nehmen lassen und sich nicht unter mohammedanische Speiseverbote beugen. Ein schönes Wort: „Wer ins Wasser der Kirche getaucht ist, der läßt sich nicht wieder abtrünnig machen." Freilich hatten dieselben Leute Martin vorher gerade auch mit dem Hinweis auf manche schottische Christen dort verleiten wollen, er solle doch ebenso

wie jene seine erste Frau lassen und eine andere nehmen. Solche Elemente gibt es leider überall unter den Heidenchristen.

In all diesen Dingen blieb Martin fest vom ersten Tage an, allein er sollte noch eine schwerere Prüfung zu bestehen haben. Hören wir, was er weiter schreibt: „Der Grund, weshalb ich so lange dort in meiner Heimat verweilte, ist die Krankheit meiner Mutter, die mich geboren. (Daß es seine leibliche Mutter ist, betont er als Schwarzer immer wieder ausdrücklich, weil der Muttername auch vielfach auf andere Glieder der Verwandtschaft übergeht.) Sie liegt schwer krank und hat viel zu leiden. Jedesmal, wenn ich aufbrechen wollte, sagte Mutter: „Du willst mich verlassen? Ich sterbe, und du willst meinen Tod nicht sehen?" — So blieb ich noch und dachte, sie wird vielleicht gerade jetzt sterben, in diesen Tagen oder in diesem Monat. Allein sie starb nicht, wurde aber auch nicht wieder gesund."

„Aber ich dachte täglich an die Not meiner Kinder, daß ich ihre Mutter und diese schwachen Kinder verlassen habe. Da konnte ich meiner Mutter sagen: ‚Sei nicht traurig über mich, sondern freue dich! Denn lange Zeit haben wir uns nicht gesehen, aber Gott wollte in seiner Gnade, daß du mich jetzt in deinem Tode wiedersehen solltest.' So sagte ich ihr täglich: ‚Freue dich!'

Doch auch heut noch sind meine Gedanken bei meiner Mutter. Lebt sie noch? Oder ist sie gestorben? Wo ist sie jetzt?"

Wie gering war diesem Schmerz gegenüber all das andere, das Reden seiner Verwandten und ihre Lockungen. In ihren Augen galt er als ein furchtbarer Dummkopf, warum sollte er an seine Anna in Maneromango so fest gebunden sein? Er hat ihnen auch mit scharfen Worten geantwortet: „Ihr habt euch eure Frauen ja nur ‚genommen' (chukua), wir Christen ‚heiraten' (oa) unsere Frauen. Ihr kennt ja gar keine richtige Ehe." Sonst aber tröstete er sich: „Es ist viel besser ein Dummkopf zu sein, als ein Schlaukopf von dieser Welt."

Freilich den Schmerz, daß seine Verwandten Mohammedaner waren, konnte er doch nicht so leicht verwinden. Auch da ist es für ihn wieder bezeichnend, was er schreibt: „Viele meiner Verwandten sind Mohammedaner, und ich war traurig, daß sie dem Propheten Mohammed folgen, der gestorben ist, ohne wieder aufzuerstehen bis

heute. Wie wird er die Genossen seiner Gemeinde auferwecken? Doch ich glaube, daß es später auch dort Christen geben wird, denn die Missionare sind nahe bei ihnen. Sie werden überwunden werden vom Herrn Jesu. Über ein Kleines wird es doch eine Herde werden. Wenn es das Inland allein wäre ohne Gottes Wort, gewiß, dann hörten sie Gottes Wort nicht. Aber nahe bei uns ist die schottische Mission, die predigt im Land. An einzelnen Tagen predigen die Schotten auch ganz nahe bei uns."

Mit den schottischen Christen hat Martin damals auch umsomehr Fühlung gewommen, je mehr seine Verwandten sich von ihm abwandten.

Endlich kam der Abschied. „Der 12. September ist der Tag, da ich dort in meiner Heimat aufbrach. Ich nahm nicht Abschied von allen meinen Verwandten, ich nahm allein von meiner Mutter Abschied. Aber wir sahen, daß wir beide uns nicht wiedersehen würden, denn sie ist krank, alt und hochbetagt."

Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft nnd aus deines Vaters Haus! — Auch unserem Freund hat das Wort des Herrn wieder gegolten, und er hat die Kraft gefunden, danach zu tun. Der Segen Gottes aber wird ihm nicht fehlen, den der Herr schon im alten Bund darauf gelegt hat, und erst recht im neuen, wo es heißt: Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.

Martin selbst schließt seine Reisebeschreibung mit den Worten: „Jetzt ist die Not, meine Verwandten zu suchen, vorüber. Der Herr unser Gott hat mir sehr geholfen. Ich hatte ihn viele Jahre darum inbrünstig gebeten nach dem Maße unseres Glaubens, wie wir bitten: „Herr, unser Gott, laß uns finden unsere Verwandten nach deiner Gnade!" Das sind meine Verwandten und die meiner Frau. (Auch Anna ist eine Fremde in Maneromango, sie stammt aus Uhehe.)

Durch die Gnade Gottes, unseres Vaters, haben wir unsere Verwandten alle wiedergesehen, ich die meinen, und auch meine Frau hat in jenem selben Jahre die Ihren gesehen. Das ist die Gnade unseres Vaters, er hat unser Beten erhört.

Aber die Not ist doch noch nicht vorüber, denn wir wohnen

noch weit auseinander, und die Unsern dienen noch den Lügengöttern, sie kennen unseren Herrn Jesum noch nicht. Doch diese Nöte hören nicht auf, es sind die Nöte dieser Welt, denn hier ist's verderbt, Not und Trauer, Sünde und Klage durch Satan. Allein unser Trost (ist da), bis wir kommen in den Himmel zur Ruhe. Tod, Sünde und Not gibt's dort nicht, sondern Ruhe und Frieden, wenn wir ganz wohnen werden bei unserm Herrn Jesu. Und so laßt uns reisen immerdar, nicht verlieren den Weg, und Jesus wird uns vorangehen auf dem Weg! Laßt uns ihm folgen, bis wir zu ihm kommen!"

6. Ein schwarzer Missionsberichterstatter.

Wer den Lebensweg meines schwarzen Freundes bis hierher verfolgt hat, dem wird, meine ich, auch noch ein Kapitel darüber willkommen sein, was Martin dort auf den Missionsgebieten am Nyassa sonst noch gesehen, und vornehmlich, was für ein Bild er von unserer Berliner Nyassamission mitgenommen hat. Er hat nach seiner Rückkehr in Maneromango uns zwei Missionsstunden darüber gehalten, und ich sehe ihn noch vor mir, wie er der Gemeinde lebendig erzählte, was er geschaut. Mir war's dabei, als trete das Bild, dessen Linien über der täglichen Mühe und Not sonst oft fast zu verschwinden scheinen, endlich einmal schon deutlicher hervor: Nicht nur dort tief im Innern ein Feuerherd und hier an der Küste unsere kleinen Gemeinden in viel Kampf und Bedrängnis, sondern von den blauen Fluten des Njassa bis zu denen des indischen Ozeans, vom Fels bis zum Meer eine Gemeinde, von der mehr und mehr auch in die Weite und Breite Lichtstrahlen ausgehen. Und er, der da erzählte, — als er vor anderthalb Jahrzehnten das Land seiner Väter verlassen, da hatte er noch nichts gewußt von Mission und Wort Gottes. Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker im Innern des schwarzen Erdteils, und nur hier und da wie das Leuchten der Sterne in der Nacht einzelne Missionsstationen und kleine Gemeinden. Jetzt aber schaut er mit staunender Freude, wie auch über dem finsteren Inland aufgeht die Herrlichkeit des Herrn und auch den Völkern, die Jahrtausende in

Finsternis gewandelt, Erkenntnis des Heils wird, die da ist in Vergebung ihrer Sünden.

Was er so mündlich berichtet und mir daneben auch in einer Beschreibung seiner Reise niedergeschrieben hat, das will ich hier zu einem kurzen Bilde zusammenstellen.

Am 2. August war unser Freund in Daressalam aufgebrochen. Am 3. September erreichte er die erste unserer Inlandstationen, Emmaberg. „Da war meine Freude groß, denn Emmaberg ist eine Station unserer Berliner Missionsgesellschaft. Dort traf ich bwana Mwambetani (Neuberg), der bei Beginn des Aufstands auf der Station in Upangwa gesessen hatte. Und auch Mwambetani freute sich sehr, mich zu sehen, einen Christen von der Küste. So übergab er mich denn seinem Helfer Lutengamaso und sagte ihm: Das ist einer von den Unseren, ein Christ von Mwambagi (der Name, unter dem ich [Klamroth] im Inland bekannt bin), nimm ihn sehr gut auf!" Soweit der schriftliche Bericht.

Als Martin in der Missionsstunde davon erzählte, da flossen die Worte noch ganz anders von seinen Lippen: „Woche für Woche war ich gereist mit Heiden, die mich nicht verstanden, unter allen keiner, der mit mir zum selben Herrn im Himmel gebetet, und nun auf einmal, kaum daß sie den Brief, den ich als Ausweis bei mir hatte, gelesen, aufgenommen wie ein Bruder!" Ja, das erinnert an die ersten Zeiten der Christenheit, wo es auch erst wenige waren, die den Namen des Herrn Jesu Christi anriefen, aber umso fester hielten sie untereinander zusammen. Und was früher undenkbar gewesen, jetzt ist's Wirklichkeit geworden. Martin, der Yao, durchzieht allein das Land, und wie dort in Emmaberg mit dem Hehe Lutengamaso, so findet er sich bald hier, bald dort mit Bena, Kinga, Konde und anderen an einem Herdfeuer in herzlicher Gemeinschaft. Das ist für Afrika auch ein Stück, das zur Erklärung von Eph. 4 gehört: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller.

Gerade damals aber hat er aus dem Munde derer, die es eben erst selbst erlebt hatten, von mancherlei Dingen hören können, die wohl den Glauben zu stärken vermögen. Allerorten standen die Christengemeinden noch unter dem frischen Eindruck der Durchhilfe, die sie im Aufstandsjahr erfahren. Keiner der Christen hatte sich

bewegen lassen, die Partei der Empörer zu ergreifen, im Gegenteil, trotzdem wochenlang die Truppe nicht einzugreifen vermochte und der Rat der Behörden immer wieder lautete: Zieht euch zurück, haben sie mit ihren Missionaren ausgehalten. Als dann die wilden Wasser sich verliefen, da lagen zwar zwei unserer Stationen in Trümmer, allein der Aufstand war dort, wo unsere Gemeinden saßen, zum Stehen gekommen.

Wie aber die Christen dort im Innern von dem langen schweren Jahr zu erzählen wußten, das hinter ihnen lag, so berichtete er ihnen von den unruhigen ersten Wochen, als der Aufstand begann und selbst bei uns in Usaramo, dicht vor den Toren der Landeshauptstadt, blutig niedergeworfen werden mußte. Hier wie dort hatte sich kein Glied unserer Gemeinden durch die lockenden Verheißungen der Empörer verleiten lassen. Für unsere ganze ostafrikanische Mission war der Aufstand eine ernste Probe gewesen, aber sie hatte sie überstanden. Dem Herrn sei Dank dafür!

Den ersten Sonntag dort auf den Inlandstationen verlebte Martin in Kidugala. Der Tag hatte einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen. Er erzählte darüber: „Die Glocke läutet gerade so wie bei uns zuerst zum Anziehen des Sonntagsgewandes, und dann die zweite zum Hineingehen in die Kirche. Wir gingen hinein, und ich dachte so bei mir, mit dem Kirchenbesuch steht es hier ähnlich wie in Maneromango. Als aber die Liturgie vorbei war, da läutete die Glocke zum drittenmal. Die Tür ging auf, und im Nu war die Kirche gedrängt voll. Da war ich doch überrascht. Und da gab's auch kein Hinaus- und wieder Hereinlaufen. Alle lauschten andächtig, bis Predigt und Lied vorüber waren. Dann war wieder mit den Christen allein Schlußliturgie. Die andern, die nur zur Predigt gekommen waren, waren nämlich Heiden gewesen."

Diese Sonntagsfeier hatte für unsern Freund, der aus Küstengemeinden kam, etwas Überraschendes und Erhebendes zugleich. An der Küste, wo der Islam eine viel stärkere Macht ist, wo die Sittenlosigkeit infolge der schlechten Einflüsse der Küste vielfach weit größer ist, entschließt sich auch der schwarze Heide viel schwerer, Spott und Ver-

Anmerkung. In Usaramo hat sich die gute Sitte, daß die Christen die Liturgie allein feiern, nicht mehr durchführen lassen. Daher Martins anfängliche Überraschung.

achtung dadurch herauszufordern, daß er ins christliche Gotteshaus geht. Und nun sieht Martin dort, wie nicht nur die immerhin doch noch nur kleinen Christengemeinden, sondern auch ganze Scharen von Heiden zum Hören des Wortes Gottes kommen. Und Ähnliches hat er auch auf den andern Stationen geschaut.

Als er davon der Gemeinde in Maneromango erzählt hatte, fuhr er fort: „Liebe Freunde, ich habe darüber nachgedacht, woran es liegt, daß es dort so anders ist als hier. Überall in jenen Ländern habe ich ein Wort gehört: twipute! (konde). Erst verstand ich es nicht, dann merkte ich, es heißt: Laßt uns beten! Im Hause, abends, vor dem Essen, überall, wo Christen beisammen sind, da beten sie auch zusammen. Und sie beten nicht nach Büchern, noch beten sie wie Fremde (soll heißen, denen es ein ungewohnt Ding ist) oder Kinder (soll heißen, die es noch nicht recht können). Auch abends braucht man ihnen nicht zu sagen: Nun nehmt das oder das. Sie tun's von selbst. Sie wissen daß unsere Kraft im Gebet steckt."

Ist das nicht wieder ganz bezeichnend für meinen Freund? Er sang kein großes Loblied auf die Heiligkeit der Inlandchristen. In meinen Unterhaltungen mit ihm habe ich es wohl gemerkt, daß ihm auch traurige Vorkommnisse in jenen Gemeinden nicht verborgen geblieben waren. Wo gibt's denn überhaupt auf dieser armen Erde Leute, die von der Sünde nicht mehr angefochten würden? Nein, durch tägliche Reue und Buße müssen wir alle; aber wenn wir es nur alle wissen, „daß unsere Kraft im Gebet steckt!" „Siehe, er betet!" das kündete der Heilige Geist dem Ananias von dem bekehrten Paulus. „Siehe, sie beten!" Wenn's doch von allen afrikanischen Christen gesagt werden könnte!

Von Kidugala aus ging es weiter, und noch manch eine unserer Berliner Stationen dort am Njassa hat Martin geschaut. Von Magoje rühmt er den kräftigen Gesang der dortigen Gemeinde. Das sei ihm überhaupt dort überall aufgefallen, es brauche nur das Lied angegeben zu werden, dann setzen auch schon alle kräftig ein, und alle singen sie mit.

Auch in den Schulen hat sich Martin gelegentlich umgesehen. Die Fortschritte im Deutschen, meint er, hielten sich dort etwa auf derselben Linie, wie bei uns in Usaramo, nur im Zählen mit deut-

schen Zahlen seien sie dort weiter, weil für die Zahlbegriffe über 50 bis 100 und höher hinauf von vornherein die deutschen Benennungen eingeführt worden seien, während an der Küste dafür schon die Suaheliworte in Gebrauch waren.

Aus dem Gebiet unserer Mission am Njassa ging es nun weiter nach Süden mit dem Njassadampfer. Wie so ganz anders alles jetzt als früher! Fast bei jedem Hafen liegt auch eine Missionsstation, und wieviel Christen schon unter den Reisegefährten! Und ebenso fand Martin es endlich auch im Lande seiner Väter. Freilich, seiner Sippe war, wie wir wissen, das Licht noch nicht aufgegangen, aber sonst sieht er auch dort ein Land, das mehr und mehr unter den Schall des göttlichen Wortes kommt.

„Die schottischen Missionare haben sehr viele Stationen und noch viel mehr Schulen gebaut, nahe beieinander, und der Kinder, die da lesen lernen, sind es sehr viele. Aber die Predigt der Schotten ist wie eine Kirche mit den Unsern hier. Sie selbst heiraten auch, jeder die Frau, die er liebt, und sind nicht wie die Katholiken. Bei der Taufe aber machen sie sich viele Mühe, sie warten sehr, eine lange Frist. (Genaue Angaben über die Dauer des Taufunterrichts hatte Martin nicht. Nach dem, was er erzählte, scheint die schottische Praxis etwa der unsern zu entsprechen.) Ebenso verbieten sie den Christen streng die Beschneidung und die Mädchentänze. Wer Christ ist, darf dies nicht tun. Auch den Schulkindern verbieten sie es ebenso streng. Und in ihren Schulen liest man englisch. In der Landessprache haben sie nur wenig Bücher. Englisch ist auch nicht so schwer wie Deutsch."

Hierüber unterhielt ich mich mit Martin weiter. Er sagte etwa: Die Sache ist ganz gut, nur ist damit verbunden, daß auch die Gerichtssprache englisch ist und die Verhandlungen somit mehr durch die leider oft sehr unzuverlässigen Dolmetscher geführt werden als bei uns in Deutschostafrika. In Deutschostafrika sei das anders, weil dort das suaheli die Gerichtssprache sei. Richtiges suaheli könnten ja freilich auch nur wenige Beamte, aber trotzdem sei die Gerichtsbarkeit besser. Die Beamten kämen, gerade weil sie sich nicht allein auf ihre eigene Sprache beschränkten, im allgemeinen doch mehr hinter die wirklichen Verhältnisse im Lande, als die Engländer.

Martin mit den Seinigen auf dem Rgambo bei Daressalam.

Wie weit diese Beobachtungen auch allgemeiner zutreffen, kann ich natürlich nicht sagen. Es fiel mir aber überhaupt auf, wie genau und verständig er sich die Dinge angesehen. Er erklärte auch die deutsche Verwaltung einmal ausdrücklich für die bessere. Beim Engländer sei die Steuer die Hauptsache. Dazu käme der Europäer selbst, und wenn sie nicht gleich gezahlt werde, dann werde sie aufs Strengste beigetrieben. Um die kleinen Händel im Lande kümmere sich die Obrigkeit sonst aber wenig. Die Deutschen überließen das Steuereinziehen ruhig den Unterbeamten, Jumben und Akiden, der Europäer selbst aber sorge vor allem für eine geordnete Gerichtsbarkeit.

Auch diese Beobachtung darf man wohl nicht ohne weiteres verallgemeinern, zu dem läßt sich auch dies Ding von zwei Seiten ansehen. Aber soviel beweist dies Urteil doch, daß unsere Schwarzen wohl verstehen, was geordnete Rechtspflege für ein Land bedeutet.

„Die Schulen selbst, wo sie Häuser bauten, sind wie Vogelhäuser, sie können sehr lachen, sie machen sich damit wenig Unkosten." (Das soll heißen, es sind gar keine richtigen Häuser, und gedeckt sind sie auch nur schlecht, nicht wie ein Mensch deckt, sondern wie Vögel sich die Halme zusammenziehen.)

Was Martin hier von den schottischen Schulen erzählt, betrifft die Außenschulen, die er gesehen hat. Wer sonst z. B. die schottische Missionsstation in Blantyre mit ihrer prachtvollen Kirche kennt, die die Missionare mit ihren schwarzen Arbeitern erbaut haben, der könnte vielleicht eher meinen, es sei zu sehr auf kunstvolle Bauten gesehen worden.

Das geht ja eigentlich überall so, wo evangelische Missionsarbeit getan wird, da kommen die Leute auch wirtschaftlich und kulturell voran, und auch in äußeren Dingen macht sich das bald bemerkbar. Nur der Unverstand oder böse Wille kann das verkennen.

Die Hauptsache aber bleibt überall die Frage: Was hat das Evangelium gewirkt an den Herzen der Leute? Und da war's wieder derselbe Eindruck, den unser Freund auch schon nördlich vom Njassa empfangen. „Doch das habe auch ich gesehen, daß unsere Arbeit voranschreitet und nützt, trotz der Armut. Wir kommen vorwärts. Die Sache des Wortes Gottes geht stark voran im Inland. Bei den Christen in Uhehe, Upangwa, Ukinga, Ubena, Ukonde und dort im

Lande der Engländer, bei allen ist nur ein Eifer. Sie werden uns sehr vorankommen im Glauben und Verstehen des Herrn Jesu."

* * *

Dieser Mann, der sich, soweit Menschen sehen können, so treu bewährt hat, ist jetzt in unsere schwierigste Arbeit hier in Usaramo miteingetreten. Seit einigen Wochen ist er hier in Daressalam als Helfer. Was er als solcher in Maneromango gewirkt hat, davon habe ich oben (S. 14) erzählt. Hier wartet eine viel schwierigere Arbeit seiner.

Wohl über 20000 Farbige wohnen jetzt in dieser Stadt. Neben mohammedanischen und heidnischen Indern Araber der verschiedenen Stämme, Madagassen und andere Inselbewohner des indischen Ozeans. Die Hauptmasse bilden aber die Schwarzen aus wohl mehr als 30 verschiedenen afrikanischen Stämmen zusammengewürfelt. Darunter erst eine kleine Zahl von Christen, zum Teil sehr schwache Glieder unserer Gemeinde und leider zum Teil auch solche, die sich vor uns verbergen. Der Kern unserer Gemeinden hängt eben an der Heimatsscholle. Wenn man dies Völkergemisch und die Verderbnis der Sitten bedenkt, der die Leute, losgelöst von ihrem Stammesverband, hier nur allzuschnell anheimfallen, dazu die stetige Propaganda des Islam, der dien Schwarzen den Übertritt leichter macht, als wir es tun, und ihnen außerdem zu äußerem Ansehen verhilft, dann wird man sich über die bisher nur kleine Zahl der Christen nicht wundern, aber auch würdigen können, welche verantwortungsvolle Arbeit wir diesem Mann anvertrauen. Es sind schwere Versuchungen, in denen er fest bleiben soll. Gott helfe ihm dazu!

Doch vor allem muß der Mann fest sein in seinem Glauben und siegesgewiß. Gott sei Dank, ist er das, vielleicht mehr als wir. „Wir werden diesen harten Kampf mit dem Islam noch zu kämpfen haben", so sagte er mir einst nach seiner Rückkehr aus seiner alten Heimat, „unsere Kinder und Enkel werden es leichter haben. Der Islam, der von seinem Gesetz läßt, verliert damit seine Kraft."

Soweit hat er sicher recht, daß das Wort wahr bleiben wird: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Und nun, liebe Leser, helft uns beten, daß Gott diesen Mann bewahre und ihn weiter zu einem Licht für die schwarzen Landsleute mache!

10. 1. 10. Ernst Röttgers Buchdruckerei (Inh. Edmund Pillardy), Kassel.

Neue Missionsschriften.

No. 1.	Wie die Heidenchristen beten,	10	Pf.
„ 2.	Seliges Sterben.	10	„
„ 3.	Steine und Dornen.	10	„
„ 4.	Petrus van Wyk.	10	„
„ 5.	Ein Sonntag in Medingen.	10	„
„ 6.	Unterwegs im deutschen Benalande.	10	„
„ 7.	Die Mission unter den Owambo.	10	„
„ 8.	Martha oder: Der Kampf des Heidentums.	10	„
„ 9.	Medingen.	15	„
„ 10.	Khashane-Mamathepa.	10	„
„ 11.	Jap Sewuschane.	10	„
„ 12.	Allerlei aus China.	10	„
„ 13.	Um eine Mädchenseele.	10	„
„ 14.	Die Frauen Chinas.	10	„
„ 15.	Ki-ma-tong.	10	„
„ 16.	Auf den Diamantfeldern von Kimberley.	10	„
„ 17.	Mphome.	10	„
„ 18.	Eine Reise im Berliner Missionsgebiet in Südchina.	10	„
„ 19.	Wie ein armer Bauernjunge ein Missionar geworden ist.	10	„
„ 20.	Jakob Hudson Taylor.	15	„
„ 21.	Die Familie Oppermann und ihr Werk.	20	„
„ 22.	Die drei Bahnbrecher der evang, Mission in China.	15	„
„ 23.	Salomo Koata.	10	„
„ 24.	Sanguland.	15	„

Buchhandlung
der Berliner evangel. Missionsgesellschaft

Leipziger Buchbinderei-A. G.
vorm: Gustav Fritzsche